



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 98

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatsbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

februar 1958

Das Bild unserer heimischen Küste

Nach einer Karte des 17. Jahrhunderts

Wer die Vorträge gehört hat, die Dr. Arend Lang, Juist, vor den Männern vom Morgenstern und im Rahmen der Kolloquien des Instituts für Meeresforschung gehalten hat, wird den Eindruck gewonnen haben, daß dank der regen holländischen Schifffahrt im ausgehenden Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit eine verhältnismäßig große Zahl von Landkarten oder richtigen Küstenkarten des Nordseegebietes und damit auch unserer Gegend entstanden ist. Während uns nun aber die Karten des 18. Jahrhunderts, vor allem diejenigen der Landesaufnahme des Kurfürstentums Hannover von 1768, ein Bild von den tatsächlichen Gegebenheiten vermitteln, können es jene Karten des Nordseeküstengebietes an Genauigkeit und Zuverlässigkeit mit unseren modernen Landkarten noch nicht aufnehmen, zumal sich die Kartographen jener Zeit auf die Wiedergabe der für die Schifffahrt wichtigsten Ortschaften beschränken.

Eine Ausnahme bildet eine undatierte Küstenkarte, die etwa der Mitte des 17. Jahrhunderts entstammt, erschienen „Apud Janssonio-Waesbergios, Mosem Pitt et Stephanum Swart“, die sich selbst bezeichnet als „Tabula nova, in qua

im nahen Hinterlande aus. Nördlich der Gegend, in der man die Geeste vermuten dürfte, folgen einander Lehe, Imesum, Wreme, Mihselwarden, Bolten, Olderhude, Spyck, „Westerhude“, „Hadleroot“, „Lutkesant“, „Oldecloster“, Ritzenbüttel, Poyenbüttel, Groien, Aterendorp, Belum und Thorballie. Im Rücken dieser Ortschaften erscheinen: östlich von Spyck Kapel, Midlum und Niewolde, südlich davon Vluegeling an einem See, Bricksmaale an einem See und Lutkerode, südlich Midlum und westlich Bricksmaale Otterendorf, südlich Aterendorp Kaimberg und südlich Belum Hilgenvort.

Ein buntes Gemisch also von Namen, die zu identifizieren als eine reizvolle Aufgabe erscheinen muß. Aber ein derartiges Unternehmen stößt auf nicht geringe Schwierigkeiten, denn Dichtung und Wahrheit sind hier innig miteinander vermischt und oft genug ist den Ortschaften, deren Namen richtig oder annähernd richtig wiedergegeben sind, ein völlig falscher Platz zugewiesen. Immerhin, nebst Lehe finden wir die Wurster Ortschaften Imsum, Wremen, Misselwarden, Padingbüttel („Poyenbüttel“), Cappel, Midlum und Spieka, lassen sich Ritzebüttel und Groden („Groien“), Otterndorf („Aterendorp“), Ihlienworth („Hilgenvort“), Belum und Balje („Thorballie“), Cadenberge („Kaimberg“) sowie die Geestdörfer Neuenwalde und Flögeln („Vluegeling“) leicht herausfinden. Otterndorf allerdings muß es sich gefallen lassen,

verdoppelt zu werden, denn neben einem Aterendorp an der Elbe erscheint an der Stelle, an der man Dorum vermuten dürfte, ein Otterendorf, und Bederkesa hat eine Umtaufe in „Bricksmaale“ über sich ergehen lassen müssen. Hadleroot mag den Hadlerbaum bezeichnen sollen. Das östlich davon angesetzte Lutkesant erinnert durch seinen Namen stark an den Langlütjensand vor der Butjadinger Küste, und Altkloster ist aus der Buxtehuder Gegend nach Ritzebüttel versetzt worden. Vielleicht ist damit Altenwalde gemeint, der ehemalige Sitz des im Jahre 1334 nach Neuenwalde verlegten Klosters.

So weit ist es ohne allzu starke Phantasie möglich, den Kartenmachern auf die Spur zu kommen. Bei dem Rest der Namen dagegen tapen wir mehr oder weniger im dunkeln. Vielleicht verstecken sich hinter Lutkerode und Bolten Lütjendorf bei Misselwarden und Bellitzen bei Padingbüttel. Olderhude mag den Wurster Altendeich und Westerhude Westerwisch bei Cuxhaven oder auch das Westerende von Otterndorf meinen. Aber das sind Vermutungen. Diese Namen werden uns wohl stets ein Rätsel bleiben, ein kleines im Verhältnis zu dem viel größeren, wie es den Amsterdamer Kapitänen möglich gewesen ist, nach solcher Karte den richtigen Weg nach Hamburg oder Bremen zu finden.

Dr. Benno Eide Siebs

Rauhreif

Verzaubert liegt die Erde
im blitzenden Gewand;
der Reif spann Silberfäden
ins wintergraue Land.

Da schimmern rings die Wälder
in märchenhafter Pracht;
da ist das welke Blümlein
in Schönheit neu erwacht,

Das flimmert und das leuchtet,
wohin das Auge schaut;
die Wintersonne lächelt,
ein leichter Nebel blaut.

Heinrich Mahler

accurate demonstratur tota Navigatio ab Amstelodami statione per Vada vulgo de Watten Hamburgem usque“, also „Neue Karte, in der die gesamte Schifffahrt vom Platz Amsterdam durch die Untiefen, d. i. die Watten, bis Hamburg sorgfältig dargestellt wird.“

Da diese Karte am Küstensaum zwischen Lehe und Freiburg an der Elbe nicht weniger als 19 und in seinem unmittelbaren Hinterlande weitere neun Orte aufführt, wird man in ihr zunächst eine wichtige Quelle für die heimische Erdkunde vermuten dürfen. Aber der Schein trügt. Sieht man sich die Karte näher an, muß die geradezu unmögliche Linienführung bei der Küste selbst ins Auge springen. Butjadingen erscheint als ein zu einem kleinen Höcker zusammengeschrumpftes Gebilde. Der starke Blexener Vorsprung in die Weser fehlt fast ganz. Das rechtsseitige Weserufer ist von einer Reihe von offenbar willkürlich angenommenen Wasserläufen durchfurcht. Die Geeste fehlt völlig oder verschwindet doch neben der in eine „Nawe“ umgetauften Leher Aue und den Wurster Wasserlösen. Vor allem aber hat die scharfe Cuxhavener Landspitze an der Scheide von Weser und Elbe einer sanften Rundung Platz machen müssen.

Fast noch ärger sieht es bei der Verteilung und Benennung der Ortschaften am Küstenrande und



Die Störe sterben aus

Einst bewohnten diese Riesen unter den deutschen Fischen unsere Ströme und Flüsse in großer Zahl. Im Rhein wurden sie bis Basel, in der Weser bis Hannoversch-Münden beobachtet und bei Hameln und Elsfleth gefangen; aber auch im Dollart und in der Ems — weniger in der Leybucht — sowie in der Oder, Memel und besonders in der Weichsel gab es Störe. Der Weichselstör wurde in solchen Mengen gefangen, daß alljährlich viele tausend Tonnen marinierten Störes nach Frankreich, England, Polen und selbst nach Rußland ausgeführt wurden. Noch in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts mögen etwa 3000 kg Kaviar gewonnen sein. Als in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Nogat versandete, hörte der Pillauer Fang ganz auf. Bei uns wurde bis in die jüngste Vergangenheit der Stör noch in den Flüssen der Niederelbe gefangen, in der Stör, der Eider und in der Oste.

Der gemeine Stör (*Acipenser sturio*) gehört zur Familie der Schmelzschupper. Sein knorpeliges Skelett erhält durch Knochenschilder auf der Haut größere Festigkeit, und das an der Unterseite des Kopfes liegende Maul ist röhrenförmig vorstreckbar und ist zahnlos; deswegen kann der Fisch auch nur Würmer, Insektenlarven und kleine Fische als Nahrung aufnehmen.

Gefangen wird er meist durch ein einwandiges Netz aus Hanfgarn, das mit 12 Zoll großen Maschen versehen ist und in der Länge durch eine 4 mm starke Leine gehalten wird. Im Abstände von etwa drei Metern sind kleine Holzbojen, sog. „Pümpel“, angebracht, damit man vom Kahn aus beobachten kann, was im Netz vor sich geht. Das Netz reicht bis auf den Flußgrund, und dieser Umstand macht es notwendig, daß es von Zeit zu Zeit von Blechheimern, Holzstücken, Grasbüscheln und auch von Wollhandkrabben befreit wird.

Hat sich ein Stör gefangen, so versucht er sich mit äußerster Gewalt freizumachen. Mit geballter Kraft stößt er aus dem Wasser, so daß es hoch aufspritzt, und da heißt es denn, die Leine strafft in der Hand zu behalten oder durch Nachfieren des Netzes den Stör zu bändigen. Strebt er an die Oberfläche, so versetzt ihm der Fischer mit dem Fanghaken hinter den Kiemen einen harten Schlag ins tiefe Fleisch. Handelt es sich um einen Rogener, so werden ihm schnell ein Kiemen- und ein Schwanzseil angelegt, damit er lebend zum Landeplatz geschafft wird. Die männlichen Tiere sind im allgemeinen kleiner als die Rogener. Im Durchschnitt kann man damit rechnen, daß ein Stör 140 bis 150 Pfund wiegt und etwa 12 bis 14 Pfund Kaviar liefert. Der alte Brehm spricht aber auch von Tieren, die sechs Meter lang (Hausen: bis 9 Meter) und weit schwerer waren. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gingen unsere Fischer alljährlich 5000 bis 7000 Störe in die Netze. Die meisten Fänge wurden an den Hamburger Markt geliefert, wo die Fischhändler sie in das Blickfeld der Vorübergehenden rückten oder sie am Hausgiebel aufhängen, so wie heute bei uns die Hirsche, Rehe, Hasen und Fasanen in den Wildhandlungen zur Schau gestellt werden.

So zahlreich waren oft die Fänge, daß man z. B. in Glückstadt den Kaviar als Aalköder verwendete oder auch achtlos am Deich liegenließ, so daß die Deichgräben von Zeit zu Zeit hohe Strafen androhen mußten, um die vergammelten Fischreste zu entfernen. Ja, es soll vorgekommen sein, daß man in Hamburg das Störfleisch so oft auf den Mittagstisch brachte, daß die angeworbenen Dienstboten beim Antritt zur Bedingung machten, daß ihnen höchstens zweimal in der Woche Störfleisch vorgesetzt werde.

Als man dann aber den Wert des Kaviars erkannte, stieg der Preis jäh in die Höhe; wenn ein Fischer ein paar gute Fänge verzeichnen konnte, so hatte er ein schönes Stück Geld verdient. Bald stand der Elbkaviar — er hieß auch Hamburger Kaviar — neben dem russischen in gleichem Preis. Auch die Aale und Neunaugen brachten guten Gewinn. Schon in der Frühzeit waren Fische an der Nordseeküste ein beliebtes Nahrungsmittel. In seinem Buch über „Vorgeschichtliche Fischereigeräte“ schrieb Eduard Krause: „Ohne Fische hätten die Nordgermanen verhungern müssen“. Freilich deckten sie ihren Fleischbedarf auch durch die Jagd auf Wild und durch Vogelstellerei; aber der Fischfang war die einfachere und leichtere Form der Nahrungsbeschaffung. Die mesolithischen Abfallhaufen (Kjökkenmøddinger) an der schleswig-holsteinischen und jütischen Nordseeküste weisen, wie auch die Werten, außer Muschelschalen in großer Zahl Knochenplatten des Störs und Gräten und Schuppen von anderen Fischen auf.

Besonders in der Fastenzeit waren Fische im Mittelalter sehr begehrt. In Stade wurden durch Zunftregeln (1377) und durch Ratsverordnungen feste Vorschriften für den Fischhandel erlassen, und bei der Gelegenheit erfahren wir auch die damals an den Markt gelieferten Fischarten. Es waren: stockvische, wilinge, schullen, ploner

aale (Plöner Aale), blacvische (Tintenfische), meerswyne (Delphine), kabelow, schellenvische und heringe. In einer anderen Urkunde vom Jahre 1336 werden auch die Fangformen aufgezählt. Die Ritter Friedrich und Marquart von Bederkesa übereigneten am 10. 11. 1336 dem Kloster Neuenwalde die Fischereirechtigkeit auf allen Gewässern, die ihnen gehörten; es wurde dem Kloster die Erlaubnis erteilt, in Zukunft „myt worpnetten, eder myt tochnetten oder myt pumpnetten, myt stocknetten, myt angeln unde myt corven oder wormse“ zu fischen. Vom Störfang konnte hier natürlich keine Rede sein; aber eine Probe von einem Küchenszettell aus dem adligen Fräuleinstift Lüne im Fürstentum Lüneburg vom Jahre 1633 gibt den Beweis, wie oft — neben anderen Gerichten — Fische auf der Tafel erschienen:

Pfingstsonntag:	grünen Lachs
Pfingstmontag:	Maifisch und abends wieder grüne (frische) Fische
Mittwoch:	abends Maifisch
Freitag:	Stockfisch und Bückling (freitagabends aß man niemals)
Sonabend:	Maifisch
Montag:	Maifisch
Mittwoch:	Stockfisch und abends Schollen
Freitag:	Schollen und Bücklinge
Ein andere Zusammenstellung aus dem Jahre 1650 nennt die Fische, die in den einzelnen Monaten bevorzugt in Hamburg genossen wurden.	
Januar:	Karpfen, Karuschen
Februar:	frischen Lachs oder frischen Stint
Martio:	den großen Stoehr, neue Schollen, frische Rochen
April:	Sturen, Kabbelau, Dorsch
Majo:	Maifisch, Elfften
Junio:	Barben, Tungen, Tahrbutt, neuen Hering, Krebs
Julio:	Näsen
Augusto:	Schnäpeln, Hummers
Septembri:	die besten Bütte
Oktober:	Quappen, Muscheln
Novembri:	Oesters
Dezembri:	Hechte, Neunaugen

Professor Finder, der Chronist der Vierlande, berichtet, daß der Stör und der Lachs im 15. Jahrhundert auf der Elbe viel gefangen wurden. Auf dem Wege des Wanderhandels kam der Fisch sogar bis Leipzig und Braunschweig. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Fänge noch so reich, daß man in Hamburg, Kirchwerder und Altengamme das Störfleisch für einen Sechsling bis einen Schilling (6 bis 12 Pfennig) erstehen konnte. Über die Fangzeiten erfahren wir aus einem „Bericht wegen der Fischerei auf der Elbe vom Jahre 1740: „Mit dem Anfange des Jahres ist der erste Fisch der Lachs, dessen rechte Zeit eigentlich auf Lichtmissen (2. Februar) anhehet und bis Jacobi (25. Juli) währet, hierauf folget der Lachs-Vor (Forelle) und Stoer, so sich gegen May-Tage zeigen und bis Johannis (24. Juni) laufen, zuweilen kömmt auch nach Johannis der Stoer aus der Oberelbe wieder zurück bis Jacobi“. Es wurde vornehmlich mit dem Zugnetz, der Wade, der Seide und mit Reusen und — seit der Mitte des 19. Jahrhunderts — auch mit dem Wurfnetz und dem Hamen gefischt.

Wilhelm Klenk schreibt in seiner neuen „Heimatkunde des Kreises Neuhaus an der Oste“, daß 1851 der Störfang den Fischern auf der Oste 10 000 Taler einbrachte und daß selbst aus Hamburg, Finkenwerder und Altengamme die Fischer sich mit ihren großen und breiten Kähnen am Ostefluß einstellten. Nach

Verdienstkreuz für W. Höpke

Wie wir kurz vor Redaktionsschluß erfahren, überreichte Regierungspräsident Ross, Stade, unserem Mitglied, Lehrer Walter Höpke, Cuxhaven, das Bundesverdienstkreuz am Bande. Ross würdigte dabei die Verdienste von Höpke als Schulmann in 45jähriger Tätigkeit und als Heimatforscher. Walter Höpke hat sich besonders um die Sippenforschung und die Darstellung der Siedlungs- und Ortsgeschichte Cuxhavens und des Amtes Ritzebüttel Verdienste erworben.

Professor Wumke in Leeuwarden hielt der englische König Eduard III. sich eigens einen Schwanenoberaufseher, der über alle Schwäne des Landes zu wachen hatte. Tötete ein Angehöriger der unteren Schicht einen Schwan, so hatte er für das getötete Tier so viel Korn zu zahlen, daß der aufgehängte Vogel voll davon bedeckt wurde.

Seit 1900 ließen die Fänge in den holsteinischen Gewässern erheblich nach. Nur in der Eider fand der Stör noch seine Hochzeits- und Kinderstube. Als jedoch 1936 die Eider bei Nortfeld — etwa fünf Kilometer oberhalb von Friedrichstadt — abgedämmt wurde, konnten sich die Störe nur unter den schwierigsten Umständen auf ihre Brut- und

Laichplätze begeben. In den Jahren 1951 und 1952 fing man auf der Eider nur je elf Störe und in den beiden folgenden Jahren waren es nur noch je drei. Der Versuch, eine künstliche Brutung vorzunehmen, war ergebnislos, weil es nicht gelang, einen Rogener und einen Störbock zu gleicher Zeit einzufangen. Schließlich setzte man in der Eider 364 jugoslawische Jungstöre, sog. Sterlets, aus; aber nach drei Sommern wogen die wieder eingefangenen Fische nur je ein Pfund. Damit war auch dieses letzte Unterfangen gescheitert.

Sträflicher Raubbau, völlige Schutzlosigkeit, Überfischung, wasserbauliche Maßnahmen sowie die ständige Beunruhigung der Tiere durch den Schiffsverkehr nahmen dem Stör die Lebensbedingungen und die Fortpflanzungsmöglichkeiten. Am allerschlimmsten aber wirkte sich die Verschmutzung und Verseuchung der Gewässer aus, die aus der Großstadt Hamburg und aus den Sielen der Kleinstädte an der Niederelbe dem Strome und seinen Nebenflüssen zugeleitet wurden, überall arge Verheerungen anrichtend.

Nachsatz:

Das Beispiel vom Stör zeigt, wie Unkenntnis, Gleichgültigkeit und blinder Eigennutz das biologische Gleichgewicht und damit den heiligen Gleichklang in der Natur stören. Zu Lande und zu Wasser. Die ständige Zunahme pflanzlicher und tierischer Schädlinge, die heute bereits 15 Prozent unserer Ernten vernichten, möge auch dem nur rechnenden Menschen zu denken geben. Behüte uns der Himmel, daß wir einst das wirkliche Leben dort draußen nur noch auf Bildern, als Präparate, in den Abteilungen für ausgestopfte Tiere in den Museen, in den Aquarien und in den zoologischen Gärten betrachten müssen. Der Lachs, der Uhu, der schwarze Storch, der Kranich und manche andere Tiere ziehen von hier fort oder sterben aus. Wir denken da auch an den Massenmord unter den Brandenten durch Bombenabwürfe auf den Watten des Wurster Landes.

Und dafür importierten wir dann die Wasserpist, die Wollhandkrabbe, das Franzosenkraut usw. und übernahmen aus der Ferne die Papageienkrankheit und die asiatische Grippe. Uns scheint, als habe der Mensch seinen Arzt, der allein ihn gesund zu erhalten vermag, seinen Lehrer, der ihm die tiefsten Weisheiten und das reichste Wissen vermittelt und seinen Genius, der ihm die erhabensten Kunstwerke vor die Seele stellt, vergessen. Die Zerstörung der Heimatnatur bedeutet zugleich die Vernichtung der aus der Vergangenheit übernommenen und selbst erarbeiteten geistigen Werte.

Reitherte an der Niederwieser

An beiden Ufern der Niederwieser, dort, wo nur die gewöhnlichen Sommerfluten den Boden kurz benetzen und bespülen, erheben sich mächtige Reithfelder, im Sommer als ein grüner, im Winter, zur Zeit der Ernte, als ein goldener Saum am großen Strome. Ein solches Reithfeld ist bald schmaler, bald breiter, aber oft ununterbrochen mehrere Kilometer lang. Das Reith kann man als eine Charakterpflanze der Marsch bezeichnen, und es verleiht der Landschaft im Sommer wie im Winter eine eigentümliche Schönheit. Die Reithpflanze ist für die Landbildung an den Flußufern sehr bedeutsam, weil die Wurzeln den Schlick festhalten. Aber unentbehrlich ist das Reith in Nordwestdeutschland zur Bedachung der Häuser. Im Spätherbst lassen sich die Stare in großen Schwärmen auf die Reithfläche nieder, um dort zu übernachten. Mancher Halm wird dabei geknickt, so daß oft Schaden durch diese ungebetenen Gäste entsteht.

Sobald der Frost eingesetzt hat, ziehen die Reithmäher hinaus, um die wertvolle Ernte zu bergen. Grimmige Kälte und scharfer Ostwind halten den Reithmäher nicht von seiner beschwerlichen Arbeit ab. In warmen Stiefelholzschuhen verrichtet er auf dem hartgefrorenen Schlick sein Tagewerk. Die Tage sind kurz, jedoch die Zeit ist kostbar, denn sobald Tauwetter eintritt, besteht die Gefahr, daß bei höherem Wasserstand ganze Reithflächen durch treibende Eisschollen vernichtet werden.

Das Mähen geschieht gewöhnlich mit einer Sense. Neuerdings benutzt man aber schon stellenweise einen Trecker, der die Ernte sehr erleichtert. Beim Mähen wird das Reith sofort mit einem Strohhalm gebündelt. Ein solches Bündel heißt Schoof. 100 Schoof sind ein Fiehm. Oft muß das gemähte Reith noch weit auf das feste Land getragen werden. Auf den Platen sieht man nicht selten künstlich aufgeworfene Erdhügel, Schobenberge genannt. Hier wird das Reith notfalls zunächst in Schober gesetzt und ist dann gegen die Wasserfluten ziemlich geschützt. Sobald die Witterung es erlaubt, wird das Reith abgefahren, auf den Platen und Sänden natürlich auf ein Schiff verfrachtet. Ein kleiner Teil geht in die Rohfabriken, der weitaus größte Teil an die Hauseigentümer in allen Gegenden, um für die Instandsetzung der Dächer zu dienen. Die Reitherte bedeutet in den Wintermonaten für viele Landwirte und Arbeiter an der Niederwieser eine gute Einnahmequelle. Für ein Fiehm Reith wurde in den letzten Jahren etwa 30 DM gezahlt.

Heinrich Schnitter, Dedesdorf

Erinnerungen an Senator Hermann Strunk

Wer vor dem Kriege im Nordwesten oder im deutschen Osten lebte, hat häufig den Namen Hermann Strunk bei vaterländischen und kulturellen Veranstaltungen gehört. Mit 36 Jahren wurde er 1919 als Stadtschulrat nach Danzig berufen. Er hatte in Halle studiert und dort die theologische Staats- und Doktorprüfung bestanden. Nach einer Unterrichtstätigkeit an den Lehrerseminaren in Weissenburg und Erfurt, am Oberlyzeum in Bremerhaven-Geestemünde wurde er nach Preuß. Stargard versetzt, wo er dort am Lyzeum zum Direktor ernannt wurde. Bald wurde er in Danzig bei seinen vielseitigen Begabungen nach Bildung der Freien Stadt Danzig am 8. Dezember 1920 zum hauptamtlichen Senator für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ernannt. Nach Ausscheiden aus seinem Amt am 9. Januar 1931 widmete er sich wie bisher den allgemeinen Aufgaben und Zielen des Deutschums im Osten.

Allzu früh ist Strunk im Februar 1933 im 51. Lebensjahr gestorben. Er war am 19. April 1882 im Pfarrhaus zu Dobien bei Wittenberg an der Elbe geboren und entstammte alteingesessenen niederdeutschen Geschlechtern. Als geborener Führer auf geistigem Gebiet hat er in schwersten Zeiten Danzigs unter völlig veränderten Verhältnissen sich stets für die Erhaltung und den Ausbau der Technischen Hochschule in Langfuhr eingesetzt. Er wurde Ehrenbürger und die Hochschule verlieh ihm am 16. Juli 1926 die Würde eines Dr.-Ing. ehrenhalber. Dank gebührt dem Verstorbenen für seinen Einsatz und die ständige Mitarbeit an den Ostdeutschen Monatsheften von Beginn an. Er hat sie in jeder Hinsicht gefördert und schrieb einmal darüber: „Den Ostdeutschen Monatsheften kommt eine hohe Bedeutung zu für die Pflege des nationalen Lebens in Geist und Wahrheit. Sie sind seit 1920 die ganzen Jahre hindurch ein gutes deutsches Gewissen gewesen. Ihr besonderer Wert und die Stärke ihres Einflusses ist im wesentlichen darin beschlossenen, daß sie national einend wirkten.“

Senator Strunk lag die Pflege heimatlicher Kunst und Kultur besonders am Herzen. Seine Flurnamenforschung und seine Mitgliedschaft der Allmetersgesellschaft erhielten die früheren Verbindungen mit dem Nordwesten durch seine Mitgliedschaft in Bremerhaven-Geestemünde aufrecht. Er sprach gern auch in Danzig von den Jahren, die er dort verlebt hat. Als Begründer des „Heimatländischen Danzig“ und der „Deutschkundlichen Wochen“ stärkte er die Verbindung des abgetrennten deutschen Ostens zum Mutterland. Im Jahre 1932 Lebens.

betreute er die Tagung der Dichtergruppe „Die Kogge“. Den Teilnehmern der letzten Tagung vor dem Kriege wurden diese Tage zu einem unvergeßlichen Erlebnis. Die vielfachen Verknüpfungen des Nordwestens mit dem deutschen Osten wurden in Vorträgen und Vorlesungen behandelt. Der Tagung war das Thema „Dichtung als Ausdruck niederdeutschen Volkstums“ zugrunde gelegt. Die vielfachen geistigen Beziehungen zwischen Ost und West mit ihren wesensgleichen Zügen in Kunst, Kultur und Dichtung wurden zum Ausdruck gebracht.

In seinen Arbeiten über „Danzig und Königsberg, ihre nationalen und geistigen Beziehungen“ forderte Strunk die Zusammenfassung aller Ostdeutschen zu einem Kulturganzen. Viele Beiträge über die Ostgebiete erschienen in den Ostdeutschen Monatsheften. In Vorträgen sprach der redgewandte Strunk mit diplomatischem Geschick über die kulturelle Schicksalsgemeinschaft der beiden großen Städte des Ostens und über ihr gemeinsames Volkstum. Der Marienburg und dem Marienburgbund mit seinen sommerlichen Festspielen vor dem alten Rathaus galt ebenso seine Förderung wie der „Zoppoter Waldoper“. Die Pflege heimatlicher Kultur und Kunst, die heimatliche Sprache, auch die plattdeutsche, lag ihm am Herzen. So gestaltete er auch die Danziger Gruppe des „Vereins für das Deutschum im Ausland“ durch vorbildlichen Einsatz zu einem der größten Landesverbände im Reich. Ihm galt es, die Liebe zur Heimat zu wecken, zu stärken, deutsche Art, Sitte, Sprache und Kunst zu pflegen.

Schon frühzeitig hielt er den deutschen Osten für gefährdet. Bis zu seinem Tode legte er ein mutiges Bekenntnis für Westpreußen und Danzig, für das vom Reich abgetrennte Deutschum ab. Seine idealen Bestrebungen waren stets verbunden mit praktischem politischem Wirken. Als ihn in den letzten Krankheitswochen seine Sehkraft verließ, kreisten seine Gedanken nur um die eine Sorge: Wie wird die Zukunft Danzigs und Westpreußens sein? Die Idee, für die er lebte und strebte.

Bei der Begründung des Landesmuseums in Oliva hat er wesentlichen Einfluß ausgeübt. Auch durch sein selbstloses Eintreten für das Grenz- und Auslandsdeutschum erwarb er sich einen Ruf weit über den Osten hinaus. Zu allen Zeiten trat seine tiefe und innige Heimatliebe, der Glaube an Deutschlands Wiederaufstieg und Zukunft, an die sittlichen Werte des Deutschums hervor. Die Einigung aller Deutschen war der Traum seines Lebens.

Carl Lange

Das bestrafte Divat

In der Franzosenzeit 1810 und 1811 war der „Prediger“ G. Langenbeck „Beamter des Civilstandes des Kirchspiels Padingbüttel im Canton Dorum, Districts Bremervörde, des Norddepartements“, wie er sich selbst in den von ihm in staatlichem Auftrag ausgestellten Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden nennt. Hier lernen wir also schon die standesamtliche Einrichtung der Franzosen kennen, die erst am 1. Oktober 1874 unter Bismarck für Deutschland als Gesetz eingeführt wurde.

Im März 1811 änderte man das Norddepartement in ein Departement der Wesermündungen — vergleichbare Kreis Wesermünde! — um. In Dorum bekleidete Winkler den Posten eines „Canton-Maires“ und in Padingbüttel der Krämer Johann Friedrich Follstich denjenigen eines „Commune-Maires“.

Kanton ist der Unterbezirk eines französischen Arrondissements, während Kommune Gemeinde bedeutet. Unter Maire versteht man einen Bürgermeister oder Gemeindevorsteher.

Am 8. November 1810 wurde Bernhard Rudolph Conrad Langenbeck, Sohn des obigen Pastors, in Padingbüttel geboren. Er entwickelte sich zu dem berühmtesten Arzt seiner Zeit und wurde von Kaiser Wilhelm I. in den Adelsstand erhoben. Als Leuchte der medizinischen Wissenschaft in der ganzen Welt wurde der „Königlich Preussische Wirkliche Geheime Medizinalrat Professor Dr. von Langenbeck, Generalarzt und Leibarzt Kaiser Wilhelms I.“ anerkannt und verehrt.

Daß in der Franzosenzeit nicht immer alles glatt und reibungslos zwischen Deutschen und Fremden verlief, hat Fritz Reuter in unübertrefflicher Weise,

Der Bauernhausverein veranstaltet als nachträglichen Festabend am Sonnabend, 15. März, 20 Uhr, ein Kohl-und-Pinkel-Essen bei ehemals Hencken in Langen. Krischan Holsten liest aus eigenen Werken. Gäste willkommen. Preis 3,50 DM. Anmeldungen möglichst umgehend an den Buernhusvadder, Dr. Meyer-Bothling, unter Telefon 65 11 (Hafenstraße 68).

wenn auch mit goldenem Humor übersonnen, in seinem Roman „Ut de Franzosentid“ geschildert. Auch Langenbeck geriet mit einem französischen Offizier in Streit. Er soll letzteren sogar aufs Duell gefordert haben.

Knecht des Pastors und Propstes Georg Langenbeck in Padingbüttel war zu dieser Zeit Karl Hinrich Hoffmann, geboren 1784 als Sohn des Arbeitsmannes Johann Hinrich Hoffmann in Barlinghausen bei Mulsum. Gleichzeitig war auch Anna Metta Itjen, geboren 1787 in Debstedt, auf dem Pfarrhof in Stellung. Am 13. Dezember 1811 wurde aus beiden ein Paar.

Einst mußte Karl Hinrich Hoffmann eine Kriegsführung nach Bremen, Peine, Braunschweig und



Wat de Jung leggt!

Tohopsocht von H. Schnittger

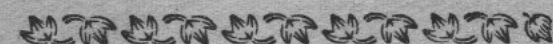
„Man kummt ut'e Angst nich rut“, sä de Jung, „in'n Sommer donnert, un in'n Winter mutt ick na School.“

*

„Wat is dat for'n Perd“, sä de Jung, do seet he up'n Zeegenbuck.

*

„Daröber geit nix“, sä de Jung, „in'n Bett liggen un'n Botterbrood in'ne Hand.“



Magdeburg leisten. Auf dem Stroh seines Wagens lag ein leichtverwundeter französischer Offizier. Unterwegs kam ein Reiter auf einem Schimmel daher. Karl Hinrich war ein Schelm, dem leicht das Fell juckte, so auch diesmal. Er zog seine Mütze, schwenkte sie mehrmals über dem Kopf hin und her und rief ganz laut: „Vivat, der König von England!“ Gewiß, das war sein rechtmäßiger Landesherr, denn der König von England war zugleich Kurfürst von Hannover. Aber trotzdem hätte er sich sein Hoch lieber verkneifen sollen, da die Franzosen als Sieger augenblicklich Han-

nover besetzt hielten. Es war mehr als unvorsichtig, sie zu reizen oder zu ärgern. Das sollte er noch früh genug merken.

Ob der Reiter nun ein französischer Soldat oder ein deutscher Zivilist war, berichtet die Überlieferung nicht. War's ein Landsmann, mochte K. H. Hoffmann sich als rechter Patriot ausweisen wollen; war's jedoch ein Soldat des Kaisers, konnte er glauben: „Der versteht kein Deutsch!“ Vielleicht gedachte er sogar in dem Schimmelreiter den großen Korsen (Napoleon) spöttisch zu grüßen, wenn er auch nicht „Vive l'empereur!“ (Es lebe der Kaiser!) schrie, sondern es ihm zum Hohne mit „Es lebe der König von England!“ bewenden ließ.

Was er sich im einzelnen ausgegrübelt hatte, wissen wir nicht. Aber sehr bald wußte er, daß er sich gründlich in die Nesseln gesetzt hatte und daß ihn sein Vorwitz teuer zu stehen kam, weil er die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte.

Aus dem Stroh hinten im Wagen rappelte sich nämlich schweigend der französische Offizier in die Höhe, zog blank und versohlte dem lieben Kutscher das Fell, daß es nur so knallte. Eine fühlbare Lehre!

In Zukunft wird er sich in acht genommen haben, je wieder in Gegenwart eines Franzosen den englischen König hochleben zu lassen, weil er nie wissen konnte, ob der Betreffende Deutsch verstand oder nicht.

Hoffmanns Herr, Propst Langenbeck, zog 1827 nach Sandstedt, um die dortige Superintendentatur zu übernehmen, der er bis 1843 vorstand. Am 11. Dezember 1844 verstarb er in Sottrum bei Hildesheim.

Johann Bösch, Padingbüttel

Fastnacht oder Fastelabend

Man möchte annehmen, daß bei uns in einer Landschaft mit fast rein lutherischer Bevölkerung die Fastnacht oder der Fastelabend, volkskundlich gesehen, früher keine besondere Bedeutung hatte. Das stimmt jedoch nicht ganz. Wir müssen uns nämlich vergegenwärtigen, daß es vor der Reformation überall nur die katholische Kirche gab. Und was sich durch die Jahrhunderte einmal als etwas Angenehmes und sogar mit Lust und Freude Verbundenes eingebürgert hatte, blieb im Volksleben länger erhalten als das, was ein Entbehren- und Verzichtemüssen forderte: das Fasten.

So galt selbst um die Jahrhundertwende Fastnacht oder Fastelabend, der Tag vor Aschermittwoch, als etwas Bemerkenswertes. Wer hört heute etwa noch den damals jedem Kinde geläufigen Volksreim:

Wenn't Faslobend is, wenn't Faslobend is,
denn slacht us Vadder den Buck.
Denn danzt us Moder, denn danzt us Moder,
denn wuppelt ehr de Rock.
Heidideldel, heidideldel
Krieg'k keen Mettwust,
krieg'k doch 'n Eil!
Mudder, krieg de Gaffel her!
Lang mi 'n Stuck von 'n Mettwust her!
Mettwust, dat is min Begehr.
Krieg'k 'n Stuck Speck, bin'k ok tofreer.
Loot mi nich to lange stoon,
mutt noch 'n poor Hüüs wiedergoon!

In den Jahren kam es hier und da des öfteren vor, daß sich Kinder am Fastelabend mit Maske und auffallendem Zeug unkenntlich machten, so singend von Haus zu Haus zogen und um Fastnachtsgaben baten. Der Bock wurde derzeit zwar nicht mehr geschlachtet. Aber der Brauch wird doch einst gang und gäbe gewesen sein. Der Vers wäre ja sonst unverständlich.

Und die Heißwecken (Heetweck) — fälschlicherweise „Hedwig“ genannt — gehörten damals unbedingt mit zum Fastelabend. Jeder Bäcker hatte davon an diesem Tage große, große Mengen vorrätig. Es gab Heißwecken für fünf und zehn Pfennig das Stück.

Wie viele arme Kinder, ob Jungen oder Mädchen, hatten sich für den Tag „schulfrei geholt“ und bei einem Bäcker verdungen! Sie liefen dann mit ihrem Korb voller Heißwecken straßauf, straßab und erhielten je nach dem Verkauf ihre verdienten Groschen.

Heißwecken gibt es auch heute noch; aber sie sind kein typisches Fastnachtsgebäck mehr.

Doch eins hat sich aus der altkatholischen oder vielleicht sogar der vordrchristlichen Zeit bis in unsere Tage erhalten, das — völlig unabhängig davon, welcher Kirche man angehört — immer wieder neue Impulse bekommt und gleichsam ansteckend auf alle Bevölkerungskreise wirkt: der Mummenschanz oder Maskenscherz, der heute durch Wochen hindurch geradezu phantastisch prunkvolle, karnevalistische Formen angenommen hat, bis alle mit Tanzen, Possen und Trinkgelagen verbundene Lust und Lebensfreude nach dem Höhepunkt am „Rosenmontag“ mit der darauffolgenden Fastnacht ihren Abschluß findet.

Johann Segelken

Sievern, Ort der Brandkatastrophen

Vor mir liegt eine gedruckte Urkunde des „In den Herzogthümern Bremen und Verden verordneten Präsidenten und der Landräthe von Ritterschaft und Städten“ vom 10. Oktober 1792.

Dieses Schreiben enthält eine große Zusammenstellung darüber, was die einzelnen Ämter, das Alte Land, Land Kehdingen, Land Wursten, das Gogericht Achim und die Amtsvogtei Viehland an Geldern für „v. 1. Februar 1791 bis dahin 1792 vorgefallene Brände der Assecurations-Societät aus der Tabacks-Aequivalent-Casse vorgeschossen“ wurden. Von den im ganzen zur Verfügung stehenden Mitteln, etwa 8000 Reichstaler, erhielt das „Amt Bederkesa wegen Sievern Nr. 46, 47, 48, 77, 78, 79, 80 und 81“ rund 2400 Reichstaler, d. s. 30 Prozent. Von den 31 damals in den Herzogthümern nachgewiesenen Bränden kamen allein auf Sievern 8 = annähernd 25 Prozent. Ob es sich um eine Brandkatastrophe, die sogleich sämtliche acht Hofstellen vernichtete, oder um zwei Brände handelte, denen zuerst die Stellen Nr. 46 bis 48

Freundliche Mahnung des Schatzmeisters: Mitgliedsbeitrag für 1958 nicht vergessen. Einzahlungsstellen: Städtische Sparkasse Bremerhaven, Volksbank u. Postscheckamt Hamburg: 7 58 60

und hernach die von Nr. 77 bis 81 zum Opfer fielen, geht aus der Nachweisung nicht hervor. Jedenfalls wird mit diesem Dokument das älteste große Brandunglück von Sievern erwiesen, das bisher völlig unbekannt war.

Seit 1837 hat Heinrich Mangels geradezu erschütternde Brandkatastrophen von Sievern festgestellt und näher beschrieben. 1857 brannte fast ganz Sievern nieder. Denn was blieb an bewohnbarem Raum überhaupt noch erhalten, wenn wir erfahren, daß am 19. Juni 64 Häuser und 32 Scheunen in Schutt und Asche gelegt wurden! Doch auch die Verheerungen durch die Feuersbrünste von 1837 mit drei Wohnhäusern und auch Nebengebäuden und von 1891 mit sogar sechs Wohnhäusern und sämtlichen Scheunen usw. waren erschreckend. Die Zahl der Brände seit 1791/92 belief sich auf rund 25. Außer durch Fahrlässigkeit entstand auffallend viel Feuer durch Gewitter: seit 1896 schlug der Blitz zehnmal ein. Und obendrein sollte Sievern auch im letzten Kriege durch Brandbomben nicht verschont bleiben, die vier Wohnhäuser mit zum Teil sämtlichen Nebengebäuden vernichteten.

Es ist daher wohl nicht übertrieben, Sievern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts als den durch Feuer am meisten heimgesuchten und geschädigten Ort im ganzen Regierungsbezirk Stade zu bezeichnen.

Johann Segelken



Sturmzerzauste Eiche bei Holßel



Wintertag am Dorumentie

Die Folgen der Februarflut des Jahres 1825

Als in der Februarflut 1825 an vielen Stellen die See- und Flußdeiche brachen, das Salzwasser ins Land strömte und es tage- und wochenlang bedeckte, sahen die Landleute mit großer Sorge auf ihre Äcker, Wiesen und Weiden. Die Erfahrungen nach der Weihnachtsflut 1717 waren noch nicht ganz vergessen. Doch gab es Überraschungen.

Die Winterfrüchte zeigten in ihrem Verhalten große Unterschiede. Am besten hielt sich die Wintergerste; sie erbrachte noch einen mäßig guten Ertrag. Vom Winterweizen ging im allgemeinen die Hälfte verloren. Der Raps litt stärker. Zwei Drittel der Rapsfelder mußten wieder umgepflügt werden. Am wenigsten Widerstand leistete der Winterroggen. Was davon übrigblieb, war dünn und von Unkraut stark durchsetzt, überhaupt nahm das Unkraut überhand.

Was das Sommerkorn anbelangt, so waren die Unterschiede noch größer. Das früh gesäte Korn gab schlechtere Erträge als das späte. Zwei- oder dreimal gepflügte Äcker brachten nur eine geringe Ernte. Ein „nachlässiger, fauler Wirt“, der sein Feld so flach wie möglich gepflügt und bei Regenwetter gesät und geeeggt hatte, konnte sich eines guten Erfolges rühmen. Die erste Frucht, die man in die wieder umgepflügte Wintersaat säte, waren Pferdebohnen. Man knüpfte daran große Hoffnungen. Aber die Bohnen keimten nicht oder entwickelten sich kümmerlich, daß sie wieder umgepflügt werden mußten. Dieselbe Erfahrung wurde mit den Felderbsen und dem früh gesäten Hafer gemacht. Der späte Hafer gedieh besser. Der Buchweizen entwickelte sich erst gut, aber vor der Blüte oder Samenbildung starb er ab. Unter allen Sommerfrüchten wuchs die Gerste am besten.

Das Grünland litt weniger, das mit alter Grasnarbe hielt sich besser als das angesäte. Der weiße Klee verschwand; als aber im Herbst viel Regen fiel, erholte er sich und gab eine gute Weide. Das niedrige Grünland, das „Wischenland“, das in der Regel gemäht wurde, zeigte im Frühjahr kaum eine Spur von Vegetation, ganze Flächen waren kahl. Das Mähen lohnte sich im Sommer kaum.

Als Unkraut machte sich vor allen Dingen die „Melle“ oder „Melde“, der weiße Gänsefuß (*Chenopodium album*) breit, daneben auch die Ackerdistel.

Im Frühjahr wehten lange trockene „aussorende“ Ostwinde, der Sommer blieb trocken. Erst im Oktober kam Regenwetter, wovon die Weiden großen Nutzen hatten. Es konnte darum das Weidevieh bis spät in den Herbst hinein auf der Weide bleiben.

In den Gärten standen Erbsen und Bohnen kümmerlich, die Kohlköpfe blieben klein. Das Wurzelgemüse hatte einen salzigen Geschmack. Die Erdbeeren waren vernichtet. Von den Obstbäumen

gingen Kirschen- und Apfelbäume ein, die Birnbäume hielten sich.

Weiden, Ulmen, Birken, Erlen und Eschen starben ab; Buche, Linde und Pappel schienen anfangs fortzukommen, kümmerten dann aber und gingen ein. Nur die Eiche hielt sich. Nach der Flut erkrankte manches Stück Vieh von dem verdorbenen Heu; großes Kopfzerbrechen bereitete die Trinkwasserversorgung. Die Fütterung im Winter 1825/26 erwies sich besser als erwartet. Das von Unkraut durchsetzte Stroh gab ein treffliches Futter. Die Sorgen unserer Landleute nach der großen Flut waren also wohl berechtigt.

Heinrich Mahler

Mitteilungen und Hinweise

„Alte Karten — Lebendige Geschichte“

so heißt das Thema, über das am Mittwoch, dem 19. März, 20 Uhr, Altkartenforscher Hans Köhn, Oldenburg, im Musiksaal der Theodor-Sturm-Schule in Bremerhaven spricht. Er zeigt dabei eine Sammlung von Karten unserer engeren und weiteren Heimat, besonders aus dem 16. und 17. Jahrhundert in hervorragenden Farblichtbildern.

★

Am Dienstag, 25. Februar, 20 Uhr, hält Mittelschullehrer Hans Aust in Hagen einen Lichtbildervortrag über „Unsere Heimat einst und jetzt“. Von Bremerhaven fährt ein Autobus nach folgendem Plan: Straßenbahnhof Lehe 19 Uhr, Amtsgericht 19.02 Uhr, Pauluskirche 19.05 Uhr, Leher Tor 19.07 Uhr, Handelskammer 19.10 Uhr, Hauptbahnhof 19.12 Uhr, Ecke Grashoff- und Georgstraße 19.15 Uhr, Postamt Wulsdorf 19.20 Uhr. Die Fahrtkosten betragen 2,50 DM. Anmeldungen sind zu richten an F. Riedel, Bremerhaven-G., Weidestraße 2. Fernruf 7 90 83.

★

Den Morgensternen Landrat Dr. v. Buchka, Mitglied des Bundestages, wurde im Laufe unseres Jubiläumsjahres das Große Verdienstkreuz und Professor Dr. Hermann Holthusen das Große Verdienstkreuz mit Stern verliehen.

★

Ferner die erfreuliche Mitteilung, daß in Fortsetzung der Mitgliedschaft ihrer Eltern die Brüder Alfred Krupp von Bohlen und Halbach sowie Berthold von Bohlen und Halbach sich in die Liste der fördernden Mitglieder des Heimatbundes haben eintragen lassen.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzien & Co. Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postscheckkonto 1 36 96. Für den Inhalt verantwortlich Dr. Dr. Panzer. Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.